

Hermann Kesten-Preis des deutschen PEN-Zentrums, 15.11.22 in Darmstadt  
Laudatio von Felicitas Hoppe

Tour de Force

Verehrte Meena Kandasamy, liebe Gäste und Gastgeber,  
auf den ersten Blick scheint es verführerisch leicht, Meena Kandasamy zu loben: als Dichterin und Romanautorin, als Feministin und Aktivistin, als Kämpferin für die Menschenrechte. Eine Liste, die sich verlängern ließe. Doch der Blick in ihr Werk belehrt uns darüber, dass sie unseren Zuspruch nicht braucht, um sich den Titel der *Ms Militancy* zu verleihen, mit dem sie ihren ersten ins Deutsche gebrachten Gedichtband betitelt.

Um es mit den Worten Hermann Kestens zu sagen: "Was lange währt, wird endlich Wut." Denn die hier und heute zu preisende Schriftstellerin ist viel zu erfahren und klug, um die Strategien des Lobs nicht längst zu durchschauen: "Die Gier nach Unverständlichkeit lastet wie ein Fluch auf der postkolonialen Leserschaft" schreibt sie in *Reis&Asche* (S. 56) Sie kennt die Mittel so gut wie den Zweck: Kaum eine Autorin, die besser weiß, wie wankelmütig das Reden ist und dass die Rhetorik der Literatur, so frei sie sich hierzulande immer noch wähnt, uns ständig auf's Neue dazu verleitet, pathetisch zu werden. Jede Preisverleihung legt davon Zeugnis ab.

Im Gegenzug konfrontiert uns die Autorin durch die Kraft ihres Wortes mit der Fadenscheinigkeit unserer eigenen Worte und Wörter. Ihre Lyrik und Prosa spricht in jeder einzelnen Zeile von jener alten Falle, in die wir beim Lesen immer noch tappen: Wir suchen nach Schönheit statt Wirklichkeit. Das alte Recht der Literatur, das Meena Kandasamy in eine neue Waagschale wirft, wenn sie ihr Gedicht mit dem Titel *Eine Tour de Force* mit folgender Zeile eröffnet: "mit verbundenen augen ans bett gefesselt höre ich den wörtermann zu mir kommen". (*Fräulein Militanz*, Wunderhorn 2020, übers. von Raphael Urweider, S.5)

Der Wörtermann, der sich, im selben Gedicht, wenig später "in ein wortmonster verwandelt", das zwischen den Schenkeln des lyrischen Ichs in Sanskrit "schnüffelt" und "taucht", wird zum Inbegriff einer Gewalt, die weit über das Verbale hinausgeht und gegen die die Autorin mit und in ihrer eigenen Sprache rigoros anschreibt. Ein Schreiben, das auf der Erkenntnis basiert, mit der sie ein anderes, viel zitiertes ihrer Gedichte eröffnet: "Männer haben Angst vor jeder Frau, die Poesie und gefährliche Omen macht. Unfähig vorherzusagen wann, wozu und für wen sie ihren Mund aufmacht, nicht im Stande, ihre Lippen zuzunähen, bringen sie sie zum Schweigen." (*Fräulein Militanz*, S. 25)

Doch Meena Kandasamys Lippen sind nicht vernäht, sie schweigt nicht, sondern dichtet und erzählt weiter; mit einer Stimme, die längst unverwechselbar ist. Das bleibt auch in ihrer Prosa Programm. Und so ist es kein Zufall, dass ihr erster Roman, *Reis und Asche* (im englischen Original unter dem schöneren Titel *The Gipsy Goddess* erschienen) von einem Land berichtet "in dem despotische Barden über tausend Jahre dafür sorgten, dass nur die Dichtung als Literatur galt - Alliteration unter der Achselhöhle, Algebra um reimende Versfüße -, (...). Doch jede Sprache bringt ihre Luthers und Linden und so weiter hervor, die tamilische Prosa war geboren." (*Reis&Asche*, Wunderhorn 2016, übers. von Claudia Wenner, S. 14)

Aber die tamilische Literatur hat auch Meena Kandasamy geboren, die sich erlaubt, in einer teilfremden Sprache (*Tamilenglisch*) Teil eines eigenen Kanons zu werden, der die janusköpfige Literatur als das beschreibt, was sie wirklich, tatsächlich ist: Widerstand und Ergebung, Unterdrückung und Rettung zugleich. Wie man sieht, hat die Autorin nicht nur die Bücher, sondern auch deren Schreiber studiert und ist mit allen Wassern der globalen Literaturgeschichte gewaschen. Und sie will - aller diskursiven Erkenntnis zum Trotz - immer noch dichten und erzählen.

Und wie sie das tut, macht ihr keine und keiner nach. Wer die Werke von Meena Kandasamy liest, begreift bereits auf der ersten Seite, dass wir es hier mit einer Autorin zu tun haben, deren überbordendes literarisches

Talent mit ihrer Reflexion über das, was Literatur sein kann und will, wider Erwarten überraschend zur Deckung kommt. Sobald sie anfängt zu schreiben, kann man sich ihrer Botschaft nicht mehr entziehen. Meena Kandasamy ist eine Meisterin der Beherrschung literarischer Mittel, die jedes politische Programm in den Schatten stellen, ohne seine Forderung jemals hintan zu stellen. Ihr Schreiben beweist, dass die Literatur etwas kann, das sich weder durch Wissenschaft noch Journalismus und auch durch Pamphlete niemals ersetzen lässt.

Ihr zweiter Roman mit dem Titel *Schläge* (*When I hit you*, Culturbooks 2020, übers. von Karen Gerwig), einem *Porträt der Autorin als junge Ehefrau*, beginnt mit einem Porträt ihrer Mutter, das die Autorin als Großmeisterin der Porträtkunst durch Rollenprosa ausweist: "Stress. Stress kann alle möglichen Auswirkungen auf den Körper haben. Stress macht Schuppenflechten schlimmer. Haut und Haare. Das ist das erste Stadium, in dem sich Stress zeigt. Als es meiner Tochter schlecht ging, ja, in dieser Ehe - ihr könnt euch nicht vorstellen, was mit ihren Haaren passiert ist. Was soll ich sagen? Haltet euch von Stress fern. Macht Atemübungen. Lernt, euch zu entspannen." (*Schläge*, S. 11)

Schlechter Rat einer guten Mutter in sehr schlechten Zeiten. Denn was taugt er? Wer Meena Kandasamy liest, denkt an viel, aber so gut wie nie an Entspannung. Aber spätestens dann, wenn die Autorin beginnt, ihre Erzählerin mit Läusen zu konfrontieren, wird der Text unerwartet höchst komisch, weil er die Politik mit der sorgenden Mutter vertauscht und den Willen zur Kunst mit dem Ruf nach Behandlung: "Mit jedem weiteren Erzählen wurden die Hunderte zu Tausenden, die Tausende steigerten sich ins Unendliche, die Läuse multiplizierten sich, wurden zu Siedlungen und dann zu Städten und dann zu Metropolen und dann zu Nationen. In der Version meiner Mutter lösten diese Läuse ein Verkehrschaos in meinen Haaren aus (...) - und begannen einen ausgemachten Krieg mit meiner Mutter." (*Schläge*, S. 13)

Es ist komisch im doppelten Wortsinn, wenn ich an dieser Stelle behaupte, dass Meena Kandasamy uns literarisch erst peinigt, um uns kurz darauf, mit denselben Mitteln, wenigstens scheinbar, wieder zu erlösen, indem sie uns, erstens, an den Wörtermann fesselt, um ihm, zweitens, mit ihrem Dichtungsfuror, alle Dämonen zugleich auf den Hals zu hetzen; womit sie uns von allen Dämonen auf einmal befreit.

Das klingt kompliziert, ist aber einfach, wenn wir es mit ihren eigenen, höchst ironischen Worten sagen: "Ich bin die Frau, die losgelöst ist von der Brutalität des Alltags - von den sterbenden Grashüpfern und welkenden Blumen, den verhungerten Kindern und den ertrinkenden Flüchtenden. Ich bin die Frau, die durch Wörter geschützt ist, die sich in einen Film in ihrem Kopf zurückgezogen hat, diejenige, von der verlangt wird, die Schläge auszuhalten, diejenige, die alles erträgt, bis etwas in ihr zerbricht, damit das Schicksal ihr entkommen kann." (*Schläge*, S. 246)

Doch ihrem Schicksal entkommt sie auch dann nicht, wenn sie auf die rettende Kraft der Literatur setzt. Denn "ein Land weckt bekanntlich nur dann Interesse, wenn ein Weißer dort landet, Freundschaft mit ein paar Einheimischen schließt, die Regionalküche probiert, viele unverschämte Fragen stellt, massenhaft Notizen in sein Moleskine-Notizbuch schreibt und nach seiner Rückkehr über dieses Land schreibt." (*Reis&Asche*, S. 17) Hier schaut jeder Tourist in seinen eigenen Spiegel.

In ihrem Nachwort zu *Schläge* schreibt Deepa D. (*The Wire*): "Kandasamy ist so scharfsinnig und spielerisch, dass sie ihr dabei zusehen können, wie sie sich von Satire zu Pathos schwingt wie eine Akrobatin, ohne Ihre Hand loszulassen. Sie besitzt die Gabe, Theorie in lebendigen, bleibenden Bildern zu übermitteln. Es macht solchen Spaß, ihre komplexen Gedanken nachzuvollziehen, die sie wie Geschenke in die Einfachheit von Sprachbildern verpackt." (*Schläge*, S. 253) Und, einen Absatz später, fügt sie, für alle, die einen Sinn für Übersetzung haben, hinzu: "Vergiss nicht, dass dies eine Sprache ist, in der das Wort für Eigensinn dasselbe ist wie das für Geschlechtsverkehr." (*ebenda*)

Läuse und Liebe, Haut und Haar, Eigensinn und Geschlechtsverkehr: Das Werk Meena Kandasamys ist, bei aller politischen Dringlichkeit, auch eine Einladung in den unergründlichen Kosmos des Verkehrs der Geschlechter, Körper und Kulturen. Das fühlt sich nicht gut an, ist aber immer erhellend, schön und schmerzhaft zugleich. Spätestens dann, wenn sich der alte Begriff der Schönheit von der Vormacht des despotischen Barden trennt, der vermutlich bis heute nicht weiß, was es mit der Alliteration unter der weiblichen Achselhöhle wirklich, tatsächlich auf sich hat.

Witz und Komik, man hört's immer wieder, seien in weiblicher Prosa selten zu haben. Doch was ist weiblich? Und was ist witzig? Die Antwort an den globalen Wörtermann ist heute Abend sehr einfach: Der alte Barde hat Läuse. Und Meena Kandasamys durch und durch furchtlose Dichtung hat den dazu passenden Kamm.